Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

„Meine geliebte Martha!

Für Deine trostreichen Worte zum Tode meiner lieben Mutter innigen Dank. Ich weiß ja, wie Du mit mir fühlst, und daß meine Leiden, meine Freuden auch die Deinen sind. Bist Du nun doch die einzige vertraute Seele, die mir auf der Welt verblieben ist.

So heiße Tränen ich vergossen habe, so habe ich mich doch nun in den Ratschluß Gottes gefügt und spreche mir selber allerlei Trost zu. Nicht nur, daß der Tod sie vor vielleicht jahrelangem Siechtum bewahrt hat — auch in anderer Beziehung ist er eine Wohltat für sie gewesen. Schon damals, als wir noch in Dresden wohnten, als Mama genötigt war, von unseren Räumen ein Zimmer abzuvermieten, schon damals stand es ja mit unseren Vermögensverhältnissen übel. Und doch — darf ich darum noch mit dem Schicksal hadern? Wer unsere Hausgenossin, wer unsere Freundin dadurch wurde — das warst Du! Mamas und unser aller Unglück war, daß der gute Vater so jung starb. Nicht nur, daß er nicht genügend für unsere Zukunft hatte sorgen können — ach, auch in anderer, nicht nur in pekuniärer, Hinsicht hätte Mama wohl eine kräftige Stütze bedürft, die sie ja leider an mir unmündigem, schwachem Geschöpf oder gar an meinem Bruder nicht hat finden können. Mein Bruder! Du hast ihn gekannt, aber Du weißt, welchen Kummer er uns bereitet, welche Summen er Mama gekostet hat. Ob er es durch die Zeitungen erfahren hat, daß sie gestorben ist? Ich habe es ihm ja nicht einmal schreiben können. Ich weiß ja nicht, wo er herumirrt in der Welt. Ich weiß nicht einmal, ob er noch am Leben ist. Ach — und wie schwer er sich auch vergangen hat — in meinem schwesterlichen Herzen hat er noch immer seinen Platz. Er ist leichtsinnig, aber er ist nicht schlecht gewesen. Meine Hoffnung soll sein, daß ich ihn noch einmal und dann als gebesserten Menschen wiedersehe.

Damals, gleich nachdem wir Dich wieder verlieren mußten, nachdem Du wieder von uns gingst, um mit einem Mute, den ich nicht genug an Dir bewundern konnte, ganz allein die Reise übers Meer zu machen und in unbekannter Ferne Dir Deine künftige Existenz zu suchen — gerade damals nahmen unsere Verhältnisse durch eine kleine uns zufallende Erbschaft wieder einen kurzen Aufschwung. Es war dieselbe Zeit, als Mamas körperliches Leiden begann. Wir verließen Dresden und zogen nun von einem Badeort zum andern auch im Winter. Ob es für Mamas Gesundheit einen Zweck hatte? Ich will nicht danach fragen. Sorgen um die Zukunft machte sie sich doch nicht. Das lag nicht in ihrer trotz Prüfungen sich immer gleichbleibenden glücklichen und optimistischen Natur. Und darum war es gut, daß sie die Augen schloß, bevor Mangel und Entbehrungen an sie herangetreten wären, denn auch mit jener letzten Hilfe, die uns noch einmal geworden war, ging es bei ihrem Hinscheiden zu Ende.

Was für mich übrig blieb, war nur soviel, um ein paar Monate lang davon mein Leben fristen und mir einen Broterwerb suchen zu können. Freilich, um eine Stellung zu finden, was hatte ich gelernt? Nichts. Denn das bißchen Französisch, Englisch und Klavierspiel war natürlich nicht zu rechnen. Mama hatte sich um meine Zukunft ja auch niemals Sorge gemacht. Mit meinem bißchen Larve und unserem adeligen Namen — dessen war sie in ihrem unvertilgbaren Optimismus sicher — konnte es mir an reichen Bewerbern ja nicht mangeln. Wozu befanden wir uns auch soviel auf Reisen, wo doch reichliche Gelegenheit vorhanden war, um geeignete Bekanntschaften zu machen? Ich selber war ja damals noch ein Kind, ein unerfahrenes Ding — was konnte ich von solchen Plänen viel verstehen? Im Gegenteil, ich freute mich ja dieses Herumreisens, dieses Hotellebens, dieser beständigen Abwechselung — bis der Tod, dieser fürchterliche Lehrmeister, mich mit einem Schlage aus einem Kinde zum reifen und ernsten Menschen machen sollte.

Wozu Dir des langen und breiten erzählen, wie es mir auf meiner Suche nach einer Stellung, nach einer Existenz ergangen ist. Wie ich erst jetzt das Leben kennen lernte, wie es mir jetzt erst sein hartes grausames Antlitz zeigte. Du hast das alles ja selber kennen gelernt, nur daß Du von Hause den Kampf schon gewöhnt warst und seine Bitterkeiten weniger empfunden haben wirst als ich. Genug, daß mich mein Suchen endlich zum Ziel geführt hat, und daß ich mich seit ein paar Tagen hier in Berlin, wo ich mich hinbegeben habe und wo ich durch Mama ja von früher her bekannt bin, in Stellung befinde und zwar als Gesellschaftsfräulein. Die Stellung habe ich durch ein Vermittlungsbureau erhalten. Meine Gebieterin ist eine vornehme Dame, eine Gräfin Prockau. Wie es heißt, ist sie sehr reich, wir wohnen in einem sehr stillen noblen Hause dicht am Tiergarten, und auch viel Dienerschaft ist vorhanden, was für mich insofern angenehm ist, als ich dadurch von meiner Herrin nicht sehr in Anspruch genommen werde. Um Dir sonst noch ein Bild von ihr zu geben, so ist sie noch jung und eine sehr elegante schöne Erscheinung. Prachtvoll ist ihr hellblondes Haar, obwohl ich ja nicht weiß, was daran echt ist. Von Charakter ist sie stolz und streng, sie verkehrt mit mir in dem Tone wie mit den übrigen Dienstboten, doch habe ich mich sonst über meine Behandlung einstweilen nicht zu beklagen. Ihr Deutsch hat einen etwas fremden Akzent, und sie soll eine Engländerin oder eine Amerikanerin sein. Auch verheiratet ist sie, doch habe ich ihren Mann, da er verreist ist, noch nicht kennen gelernt. Wie es aber im Hause heißt, wird der Graf noch im Laufe des heutigen Tages von seiner Reise zurückerwartet.

Und nun noch ein kleiner Zufall, von dem ich Dir zu erzählen habe. Du erinnerst Dich vielleicht, daß Mama auf ihren Reisen mit mir vor zwei Jahren in Montreux war. Unter den Herren, die wir dort kennen lernten, befand sich auch ein junger Graf. Er führte denselben Namen wie meine jetzige Gebieterin — ein Graf Prockau. Unsere Bekanntschaft mit ihm erfolgte auf einer Reunion. Es muß wohl ein besonderer Zufall oder sonst ein bestimmter Grund gewesen sein, der ihn dorthin geführt hatte, denn sonst hielt er sich von den geselligen Vergnügungen des Kurorts geflissentlich fern. Aus seinem Wesen sprach ein stiller Ernst, eine leise Melancholie, die aber im Verein mit der Aufmerksamkeit, die er mir im Laufe unserer weiteren Bekanntschaft erwies, auf mich unerfahrenes Ding damals einen größeren Eindruck hervorbrachten als die Schmeicheleien und Huldigungen, welche — weiß Gott, warum — die andern Herren an mich dummes, noch fast halbwüchsiges Zöhr verschwendeten. Mama, die es ja gern sah, wenn ich Gefallen erregte, und die in ihrer Unbekümmertheit einen ganzen Hofstaat von sogenannten Verehrern um mich geduldet hätte (Gott behüte mich, daß ich ihr im Grabe noch einen Vorwurf mache!) — Mama knüpfte an diese gräfliche Bekanntschaft wohl schon ihre geheimen Hoffnungen für mich. Welche Empfindungen ich selber für den Grafen damals hegte — ich weiß es heute nicht mehr. Sie werden — töricht und unreif wie ich damals noch war — wohl ziemlich verworren gewesen sein und aus einem Gemisch von Mitleid, Neugier und Eitelkeit bestanden haben, die mir mein ungewöhnlicher Kurmacher einflößte. Doch nein, „Kurmacher" ist ein falsches Wort. Nie drängte sich in die wenigen Unterhaltungen, die ich überhaupt mit ihm hatte, etwas, was dieses Wort hätte berechtigen können. Er sprach nur von seinen Ausflügen, die er ganz allein in die Umgegend machte — von den Büchern, die er gerade las — auch von Kunstwerken, von denen ich aber nichts verstand. Einigemal schloß er sich wohl auch größeren Gesellschaften an, in denen ich mich mit Mama befand, dann aber verhielt er sich noch schweigsamer, und die anderen schienen ihm geradezu lästig zu sein. Wie diese Bekanntschaft für mich enden sollte — ich hatte nie darüber nachgesonnen. Da, eines Morgens — Mama hatte sich damals gerade eine schwere typhöse Erkältung zugezogen und lag zu Bett — war Graf Prokkau plötzlich aus Montreux verschwunden. An niemand hatte er eine Nachricht zurückgelassen, auch nicht an uns. Mamas Enttäuschung darüber, als sie wieder soweit gesund geworden war, daß sie es erfahren konnte, kannst Du Dir denken. Vielleicht, so tröstete sie sich indessen, kam der Herr Graf in einigen Tagen zurück. Doch nein, er war und blieb verschwunden, und wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.

Und nun stelle Dir vor, wie ich auf dem Vermittlungsbureau den Namen meiner jetzigen Herrschaft vernahm, auch meine schon beinahe ganz verblaßte Erinnerung an diese Reisebekanntschaft wieder wachgerufen wurde. Wenn meine künftige Dienstgeberin eine Verwandte dieses Grafen Prockau war? Und daran konnte doch eigentlich kein Zweifel bestehen. Wenn er eines Tages zu ihr kam — wenn ich ihm dann wieder begegnete? Konnte ich unter solchen Umständen die Stellung bei der Gräfin überhaupt annehmen? Aber es hatte mich bei meinem Mangel an Kenntnissen Mühe genug gekostet, eine Stellung überhaupt zu finden, und nun wollte ich auch noch so skrupulös und wählerisch sein? Angenommen, daß ich wirklich mit einer solchen Begegnung zu rechnen hatte — würde der Herr Graf sich nach so langer Zeit des unbedeutenden Geschöpfes, das einmal seinen Weg gekreuzt hatte, überhaupt noch erinnern? Ja, selbst wenn dies der Fall war — was konnte es zwischen einem armen Gesellschaftsfräulein, zwischen einem Dienstboten und einem Grafen Prockau noch für Beziehungen geben? Und ich dachte auch an Dich, Du Liebe, an Deinen Mut, an Deine Tapferkeit. Wie oft hast Du mir in den bösen Tagen des Suchens als leuchtendes Muster vorgeschwebt. Nein, ich wollte vor dieser Begegnung keine Furcht mehr haben. Mit Ruhe bin ich nun darauf gefaßt.

Und nun für heute genug! Die Gräfin ist ausgefahren, aber sie kann in jedem Augenblick heimkehren, dann habe ich zu ihrer Verfügung zu sein, und da will ich noch rasch den Brief zum Kasten tragen. Also leb' wohl, und wenn Du mich lieb hast, so läßt Du baldigst wieder etwas von Dir hören. Tausend Glückwünsche noch zu Deiner neuen Würde. Wie zufrieden muß Dein Chef mit Dir sein, wenn er Dir eine solche Vertrauensstellung überträgt. Aber Du bist ja auch die Tüchtigste, die Klügste, die Beste.

Mit herzlichen Grüßen und Küssen in steter Liebe und Treue Deine

Ilse von Lyck."

Es war ein Sonntagnachmittag im Frühherbst. Die Dämmerung stahl sich schon in das kleine, bescheidene, nach dem Hofe zu gelegene Stübchen, als das junge Mädchen, das schreibend am Fenster saß, diesen Brief beendete. Es war ein anmutiges, zierliches Geschöpf. Ueber den auf den Tisch herabgebeugten Kopf legte sich eine Krone von schwerem braunen Haar, während die zarte, jugendlich schwellende Gestalt in ein einfaches, dunkelblaues Wollkleid gehüllt war, wie es der Stellung, welche seine Trägerin in diesem Hause einnahm, entsprach. Jetzt steckte sie den Brief in einen Umschlag und schrieb darauf: „An Fräulein Martha Korngiebel — New York, Kolumbia Street, Bryants School." Dann suchte sie in ihrem Portemonnaie nach zwei Zehnpfennigmarken, aber es war keine mehr darin vorhanden.

Wie gern hätte sie den Brief noch heute abgeschickt. Ohnehin hatte sie die Freundin schon so lange darauf warten lassen. Auf der Post sich die Marken besorgen? Die Post war heute am Sonntag geschlossen. Aber etwas anderes fiel ihr ein.

Sie trat auf den langen, schmalen, erleuchteten Korridor hinaus, der hier durch den rückwärts liegenden, für die Dienerschaft bestimmten Teil der großen Wohnung entlang führte, und klopfte am Ende des Ganges an die dort befindliche Tür zur Küche.

„Wer ist da?" ließ sich, als sich diese gleich darauf öffnete, eine fette Stimme vernehmen, und das gutmütige, rote, gesunde Vollmondgesicht der Beherrscherin dieses Reiches, Augustens, kam zum Vorschein. Noch eine andere Gestalt wurde von Ilse in dem von den blanken Kacheln und blitzenden Gerätschaften sauber funkelnden großen Raum, in dem schon die Gasflamme über dem Herd brannte, bemerkt. Das war eine festlich aufgeputzte Dame. Sie saß am Küchentisch, auf dem eine dickbäuchige Kaffeekanne und ein mächtiger Napfkuchen standen und ihre aromatischen Düfte versandten, und versenkte, ohne sich um die fremde Erscheinung zu kümmern, mit sachlichem Ernste gerade eine ansehnliche Scheibe dieses einladenden Gebäckes in ihre Tasse. Auguste hatte Sonntags-Nachmittagsbesuch.

„Sie sinds, Fräuleinchen," begrüßte sie mit Vergnügen und Wohlwollen ihren Besuch — „aber da brauchen Sie doch nicht anzuklopfen. So ein petete sind wir doch nicht. Kommen Sie doch rein. Das ist meine Schwester. Und wenn Sie noch ein Täßken mittrinken wollen? Doch nich mehr wie jerne. Na, was soll's denn sind?"

Ilse brachte bescheiden ihr Anliegen vor.

„Zwei Zehnpfennigmarken? Nee, die hab' ich nicht. Minchen, hast Du vielleicht welche?"

Ein undeutliches Murmeln aus der großen Tasse, in welcher der Kopf der festlichen Dame fast verschwand, schien eine Verneinung dieser Frage anzudeuten.

„Das tut mir wirklich leid, Fräuleinchen. Ich helf' Ihnen doch gerne. Schon weil Sie nicht so sind wie die vorige. Die bildete sich wunder ein, was sie Besseres als unsereins ist. Aber wissen Sie was? Wir wollen mal beim Herrn Grafen in dem Arbeitszimmer nachsehen. Der wird wohl welche auf dem Schreibtisch haben. Tu' mir den Wärmer über!" wandte sie sich an die Schwester und ging Ilse voran.

(Fortsetzung folgt.)

Auf stillen Pfaden

Von Marie Trexler.

Ich ging auf stillen Pfaden,
Am schroffen Bergeshang;
Ringsum ein tiefes Schweigen,
Nur fern die Glocke klang.

Ich fand hier stille Blumen,
Einsam am Wege blüh'n,
Sah sie in reiner Frische
Und fein'nen Farben glüh'n.

Ich traf auch stille Menschen,
Auf dornenvoller Bahn;
Sie schritten trotz der Sorgen
Zur lichten Höh' hinan.

Schöne Augen.

Novellette von Wilhelm Lettergarrel.

Im Schnellzug Venedig—Wien saß in einem Abteil zweiter Klasse eine etwas verschiedenartige Reisegesellschaft: ein gemütliches und sehr redseliges Wiener Ehepaar, ein jüngerer italienischer Arzt, ein ganz junger Russe und eine Dame und ein Herr von unbestimmbarer Nationalität, aber von recht vornehmem Aussehen. Diese beiden sprachen vortrefflich Deutsch und Französisch; auch das Italienische war ihnen recht geläufig, und schließlich wechselten sie auch noch untereinander Bemerkungen in der tschechischen Sprache, die wohl kaum einer ihrer Mitreisenden verstand.

Dieses Paar — ob Mann und Frau oder nur Bruder und Schwester, wußte man nicht — war in Udine eingestiegen, einer Station, die die Verbindung mit der Bahn von Triest vermittelt. Die übrigen Reisenden waren mit dem Zuge direkt von Venedig gekommen, und die ersten Stunden der Reise hatten sich recht mühsam hingeschlichen, ohne daß, trotz der einladenden Gemütlichkeit der Wiener, sich eine lebhaftere Unterhaltung entwickelt hätte. Der Italiener hatte sich in seine Zeitungen vertieft, und der junge Russe saß meistens schlummernd in seiner Ecke und mischte sich nur in das Gespräch, um hin und wieder einmal zu fragen, wann man diese oder jene Station erreichen und um welche Stunde man am nächsten Morgen in Wien sein werde.

Der Russe war, wie gesagt, ein ganz junger Mann, kaum mehr als neunzehn oder zwanzig Jahre alt. Das bartlose Gesicht hatte einen naiven, gutmütigen Ausdruck, aber eigentlich schön war er nicht. Das Haar trug er ganz kurz geschoren, die Züge waren etwas grob geschnitten, über seiner Haltung lag eine gewisse militärische Strammheit.

Als der Zug in Udine hielt und die neuen Passagiere einstiegen, schlummerte der Russe eben sanft und süß in einer Ecke des Abteils; der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und die Vergrößerung der Reisegesellschaft brachte eine lebhafte Unterhaltung in Gang, ohne daß der junge Russe Miene machte, aufzuwachen.

Das fremde Paar hatte sich so niedergelassen, daß die Dame in der entgegengesetzten Ecke, dem Russen schräg gegenübersaß. Ihr Blick hatte ihn ein paarmal gestreift, und es sah aus, als belustige es sie, seinen gesunden, sorglosen Schlaf zu beobachten.

Sie war sehr schön, blond, mit feinen, weichen Zügen, das Haar dicht und sanft gewellt, mit einer warmen, lichten Färbung, die gut zu dem frischen Teint paßte. Aber besonders die Augen waren es, die den Beschauer fesselten. Es waren lachende, sprechende Augen, gleichzeitig klug und schelmisch. Die Gestalt paßte gut zu dem anziehenden Kopf, geschmeidig und elegant, die Bewegungen ungezwungen und anmutig.

Die schönen Augen hefteten sich immer anhaltender auf den jungen Russen, und ihre Besitzerin gab sich keine Mühe mehr, das Lächeln zu unterdrücken, mit dem sie ihn betrachtete, während sie gleichzeitig eifrig mit der übrigen Reisegesellschaft plauderte. Aber plötzlich erwachte er, und ihre Blicke trafen sich; er errötete heftig, und sie lächelte dazu.

Er bemerkte es wohl und errötete noch tiefer, dann sagte er in gebrochenem Deutsch:

„Habe ich geschnarcht?"

Die Frage klang so naiv, daß man anfing zu lachen, und sie lachte am herzlichsten — ein helles, frisches Gelächter, das ihr allerliebst stand.

„Sie müssen entschuldigen — aber ich schnarche immer, wenn ich schlafe. . . . Es ist eine verflucht lange Reise.". . . Er wandte sich an den gemütlichen Wiener: „Wann sagten Sie doch, daß wir in Wien sein würden?"

Der Wiener zog diensteifrig einen dicken Fahrplan aus der Brusttasche und erklärte zum dritten oder vierten Male, daß der Zug am nächsten Morgen um sieben Uhr in Wien sein werde.

„Gibt es Schlafwagen in diesem Zuge?" fragte der Russe weiter.

„In Pontebba werden Schlaf- und Speisewagen angehängt," versicherte der wohlunterrichtete Wiener. „Aber der Schlafwagen ist immer überfüllt, Sie müssen sich schon beizeiten einen Platz bestellen."

Der Russe sah immer noch mißvergnügt aus, und die schönen Augen lächelten wieder. Er schielte erst verstohlen nach ihr hinüber, dann fing auch an zu lächeln. Der Begleiter der Dame schien ebenso belustigt über dies stumme Spiel wie die beiden anderen, und der Wiener flüsterte seiner gemütlich aussehenden Frau zu, daß der fremde Herr — wenn er der Gatte der Dame wäre — offenbar keine Neigung zur Eifersucht habe.

Die Unterhaltung wurde allmählich lebhafter, und man streifte die verschiedensten Fragen. Der Russe erzählte, daß er Offizier sei. Er hatte vor kurzem die Offiziersschule in Petersburg verlassen und war drei Wochen auf Urlaub bei seinen Eltern gewesen, die in Wiesbaden wohnten; dann hatte er eine kurze Rundreise durch Tirol und Norditalien gemacht, nun wolle er Wien sehen und noch dreimal vierundzwanzig Stunden wieder in Petersburg sein. Der Wiener machte eine allgemeine Bemerkung über militärische Disziplin, und ein anderer der Reisegesellschaft äußerte die Ansicht, daß die Disziplin im russischen Heer, namentlich im Offizierskorps, sich mit der allgemein anerkannten preußischen messen könne. Die Dame mit den schönen Augen glaubte ihrerseits nicht so unbedingt an das militärische Pflichtgefühl und ließ scherzend ein Wort darüber fallen, daß selbst der pflichttreueste Offizier gelegentlich einmal der Versuchung erliegen und in die Lage kommen könne, die strenge Disziplin zu vergessen.

Endlich hielt der Zug in Pontebba, der österreichischen Grenzstation, wo das Gepäck den österreichischen Zoll passieren mußte. Als dies besorgt war, beeilten sich die meisten Reisenden, den Speisewagen aufzusuchen. Das Wiener Ehepaar kehrte in sein Abteil zurück, da es in Villach den Zug verlassen wollte, und der Italiener verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Der Schnellzug fuhr weiter. Man war in Kärnten. Wie kleine Spielzeughäuschen lagen die Dörfer verstreut an den Berghängen. Aber ab und zu veränderte die Landschaft ihren Charakter, und die idyllischen Alpendörfer wechselten mit öden Strecken, wo die Klippen steil und drohend aus dem ausgetrockneten Flußbett aufragten und man kein lebendes Geschöpf sah außer ein paar Vögeln, die wie kleine, schwarze Punkte hoch oben an den Felsspitzen kreisten.

Im Speisewagen wurde Licht angezündet. Der Russe und seine neuen Bekannten hatten Karten ausgetauscht und am selben Tisch Platz genommen. Auf der Karte des fremden, vornehmen Herrn stand ein böhmischer Name: Stepan Wenzelaw. Auf der des Russen: Georg Pedrowitsch. Aber ihre verschiedene Nationalität schien kein Hindernis für gegenseitige Sympathie. Die Unterhaltung wurde französisch geführt, und die kleine Gesellschaft schien sich vortrefflich zu amüsieren. Nach dem Kaffee zündete sich auch die Dame mit den schönen Augen eine Zigarette an, und Herr Georg Pedrowitsch betrachtete seine anziehende Reisegefährtin mit immer wachsendem Interesse.

Als der Zug Wien erreichte, war man sich einig geworden, im selben Hotel einzukehren und gemeinschaftlich bei Leidinger zu frühstücken. Leutnant Pedrowitsch wollte dann noch denselben Abend mit dem Zuge nach Warschau fahren, um nach St. Petersburg zurückzukehren. Er war etwas nervös bei dem Gedanken, daß sein Urlaub fast abgelaufen war und daß er seine Zeit sehr genau einteilen müßte, wenn er rechtzeitig daheim sein wollte.

Die heitere Stimmung beim Frühstück half ihm jedoch seine Nervosität zu überwinden. Die schönen Augen waren bei Tageslicht ebenso fesselnd wie im Halbdunkel des Eisenbahnabteils, und Herr Stepan Wenzelaw war ohne Zweifel ein unterhaltender und liebenswürdiger Gesellschafter. Auf jeden Fall war noch Zeit genug für eine Fahrt durch den Prater und für ein gemütliches Mittagessen bei Leidinger, wo man sich am Vormittag so wohl gefühlt hatte, und Leutnant Pedrowitsch konnte nicht einsehen, warum er sich diese kleine Zerstreuung versagen sollte. Reiste er nur noch an diesem Abend ab — und wurde unterwegs nicht aufgehalten — konnte er noch bei guter Zeit in St. Petersburg eintreffen. Die schönen Augen waren viel zu anziehend, als daß er sich früher, als unbedingt notwendig, von ihnen losgerissen hätten.

Es war eine Stunde vor der Zeit, da man sich bei Leidinger treffen sollte, um zu Mittag zu essen. Herr Stepan Wenzelaw und seine schöne Begleiterin waren bei der Toilette, und die Tür zwischen ihren Zimmern stand offen. Madame saß vor dem großen Toilettespiegel und knöpfte mit eigener Hand einen kleinen, feinen Ziegenlederstiefel über ihren schlanken Fuß; sie hatte auf die angebotene Hilfe des Zimmermädchens verzichtet. Herr Wenzelaw stand ebenfalls vor dem Spiegel in seinem Zimmer und schlang einen Knoten in seine Krawatte. Er wandte den Kopf nach der offenen Tür und sagte:

„Das sind Kinderstreiche, Elsa! Du bist ja nicht verliebt in den Russen — was ich mir auch allen Ernstes verbeten haben würde — und darum ist es mir ganz unbegreiflich, wie dies Spiel dir Spaß machen kann!"

„Er ist so hinreißend jung und naiv!" antwortete Madame aus dem anstoßenden Zimmer. „Und es macht mir solchen Spaß, mit ihm zu sprechen — ja, ihn bloß sprechen zu hören . . . Er ist wie ein junger Bär, vollständig ungezähmt. Ich will ein wenig mit ihm experimentieren."

„Narrenstreiche!" brummte Herr Wenzelaw.

„Was sagtest du?" fragten die schönen Augen.

„Ich sagte, das sind Narrenstreiche." . . .

„Aber du hattest doch selbst den Einfall, mich als deine Schwester vorzustellen, weil es dich belustigte, seine verliebten Grimassen zu sehen. Und du ist es nicht mehr als billig, daß ich den Spaß fortsetze. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, ihn nicht nach St. Petersburg zurückkehren zu lassen, bis er seinen Urlaub überschritten hat. Er spricht von seinem Großfürsten und seinem Regiment, als wäre es für ihn das Allerheiligste auf Erden. Ich will doch dir und ihm beweisen, was Pflichtgefühl und militärische Disziplin einem Paar schöner Augen gegenüber bedeuten."

„Torheiten! Ich bitte dich, beizeiten innezuhalten, Elschen! Es ist durchaus nicht möglich, daß der junge Mann sich schon wahnsinnig in dich verliebt hat . . . Aber trotzdem bezweifle ich, daß du ihn dazu bringst, seine Pflicht als Soldat und Offizier zu vergessen." . . .

„Willst du mit mir wetten?" erklang die zwitschernde Stimme aus dem Nebenzimmer.

Nun fing auch Herr Wenzelaw an zu lachen.

„Nun, warum denn nicht! Wenn es dir wirklich so viel Spaß macht — so mag es immerhin sein! . . . Aber ich setze natürlich voraus, daß du keine anderen Mittel anwendest, als" . . .

„Als welche?" fragten die schönen Augen.

„Hm — ich meine natürlich . . . als solche, die sich für dich passen." . . .

Diesmal lachte Frau Else aus vollem Halse.

„Ach nein, du kannst ganz ruhig sein. Du weißt, ich mißbrauche nie die Freiheit, die mein vortrefflicher Gatte mir zugestanden hat. . . . Und um was wetten wir denn? Bekomme ich das kleine Amethystarmband, das ich dir heute beim Juwelier in der Kärntner Straße zeigte?"

„Na ja — und ich?"

„Ach, du?" . . . Frau Else sah recht kokett aus, wie sie da vor ihrem Toilettespiegel saß. . . . „Ich verspreche dir, während der ganzen Reise sehr liebenswürdig zu sein." — — —

Ein Monat war vergangen, und Frau Elsa und ihr Mann waren längst wieder nach Prag zurückgekehrt. Da kam eines Tages ein Brief an Fräulein Elsa Wenzelaw; aber da sich in ihrem Hause keine unverheiratete Person dieses Namens befand, öffnete Frau Elsa den Brief, sicher, daß er für sie bestimmt wäre, und zugleich mit einer Ahnung, wer der Briefschreiber sein würde. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Fräulein!

Als wir uns in Wien trennten, sagten Sie mir, wir würden uns vielleicht wieder begegnen. Aber wenn das nicht sein sollte, würde es Sie freuen, von mir zu hören. Es würde Ihnen eine Beruhigung sein zu hören, daß unsere „Narrenstreiche" in Wien — ich glaube, so drückten Sie sich aus — und meine verspätete Heimreise keine ernstlich unangenehmen Folgen für mich gehabt hätten.

Gnädiges Fräulein! Ich benutze hiermit Ihre Erlaubnis, Ihnen zu schreiben. Ich würde es nicht tun, wenn ich von Ihnen glauben könnte, daß Sie so viel Unglück über mich gebracht hätten, nur um eine Laune zu befriedigen oder Ihrer Eitelkeit schmeicheln zu lassen; dann müßten Sie ja ein schlechter, verächtlicher Mensch sein. Ich habe mir wohl hundertmal selbst gesagt, daß Sie in jugendlicher Undesonnenheit oder Leichtsinn gehandelt haben. Aber Ihre Koketterie — denn Koketterie war es doch — ist ohne Folgen für Sie geblieben — mir hat sie meine ganze Zukunft gekostet.

Ich bin sehr jung, gnädiges Fräulein. Und bis vor einem Monat glaubten meine Eltern, sie könnten sehr zufrieden mit mir sein; ich hatte ihnen noch nie Schande oder Kummer gemacht. Der Leichtsinn eines einzigen Augenblicks hat alles verändert. Ich traf 24 Stunden zu spät bei meinem Regiment ein und hätte mich mit einer Notlüge retten können. Ich hätte z. B. sagen können, ich wäre unterwegs krank geworden. Aber ein Offizier und Gentleman lügt nicht. Ich mußte wahrheitsgemäß die Erklärung abgeben, daß ich mich rechtzeitig bei meinem Oberst hätte melden können; aber ich war 24 Stunden länger in Wien geblieben, als ich durfte, weil eine Dame mich darum gebeten hatte.

Mit diesem Geständnis hatte ich mir selbst das Urteil gesprochen, und ich wußte, was mich erwartete. Kaum noch in das Offizierkorps eingetreten, hatte ich ein so grobes Vergehen gegen die Disziplin begangen — damit war meine Karriere verloren. Auch in meinen eigenen Augen war meine Pflichtvergessenheit unverzeihlich. Ich habe meine Strafe verbüßt und meinen Abschied aus der Armee nachgesucht. Ich habe meinem Vater den größten Kummer gemacht, der ihn treffen konnte: Sein Sohn hat sich als schlechter und unzuverlässiger Soldat erwiesen. Mir kommt es selbst so vor, als seien alle Wege mir verschlossen, mein Leben von Grund aus gestört.

Gnädiges Fräulein! Ich muß wohl sehr unbedeutend in Ihren Augen sein; sonst würden Sie nicht so schonungslos mit mir umgegangen sein. Aber ich liebe Sie — liebe Sie von ganzer Seele! Vielleicht können Sie dies Gefühl nicht erwidern, weil ich noch so jung und unerfahren bin im Vergleich mit Ihnen; aber ich flehe Sie darum an, trotzdem meine Frau zu werden, es ist die letzte, einzige Rettung für mich, die einzige Möglichkeit, neuen Mut zu fassen und mir vielleicht einen neuen Lebensweg zu bahnen. Ich schreibe gleichzeitig mit diesen Zeilen an Ihren Bruder, und halte um Ihre Hand an.

Noch eins: Bedenken Sie sich wohl, ehe Sie mir antworten! Ein unglücklicher, verzweifelter Mensch ist es, der jetzt seine letzte Zuflucht bei Ihnen sucht.

Georg Pedrowitsch."

Frau Elsa fand den Brief unbeholfen, naiv und eigentlich ganz rührend. Aber — que faire? Sie setzte sich und schrieb die folgende Antwort:

„Mein lieber junger Freund!

Ihr Brief hat mich betrübt. Ich gestehe, daß ich leichtsinnig gewesen bin, denn es ist mir nicht eingefallen, daß mein bißchen Koketterie so ernste Folgen für Sie haben könnte. Ich meine es wirklich gut mit Ihnen, aber — ich bin verheiratet. Herr Wenzelaw ist nicht mein Bruder, sondern mein Mann. Damit ist alles gesagt! In der aufrichtigen Hoffnung, daß Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit noch wiedererlangen

Ihre traurige E."

Der Brief wurde abgeschickt, und Frau Elsa hörte nichts wieder vom jungen Russen, weder von ihm selbst noch auf anderem Wege. Zuweilen kam es vor, daß Herr Wenzelaw seine schöne Frau fragte, warum sie nie mehr das kleine Amethystarmband trüge, das er ihr beim Juwelier in der Kärntner Straße kaufte, wie sie ihre Wette gewann. Aber Frau Elsa zuckte dann nur die Achseln und meinte, das Armband gefalle ihr eben nicht mehr. Es lag in einem Schiebfach, wohlverwahrt — neben dem Brief von Herrn Georg Pedrowitsch.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Sportbluse in Raglan-Effekt.
No. 8351.

Die in ihrem Zweck bedingte Einfachheit der Sportbluse gestattet nur wenig Variation. Eine Abwechselung bringt nun der Raglan-Styl, der bisher nur an Mänteln und Lingerieblusen angewendet wurde. Die eingesetzte Schulter giebt aber der Middybluse ein besonders flottes Aussehen, wozu noch der aparte Kragen kommt, der, wie an der Illustration zu ersehen ist, an beiden Seiten in scharfen Spitzen ausläuft. Eine volle Seidenkravatte verdeckt den kleinen Schnürzug, der

das Anziehen erleichtert und bildet so den Abschluß des V-förmigen Halsausschnitts. Die Bluse ist über den Hüften fast glockenförmig, und ein sehr aparter breiter Gürtel hält die Weite ein. Für Tennis, Golf, Rudern dürften unsre jungen Mädchen kaum ein kleidsameres Modell als dieses hier finden. Neben Leinen sind Pongee, Crepe und Satine zur Verarbeitung am geeignetsten, und weiß und beige die besten Farben. Gebraucht werden für mittlere Größe 2¾ Yard bei 42 Zoll breitem Stoff. Das Muster ist in Größen von 32—42 vorräthig.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll Brust oder Taillenweite. — es
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No..... Straße.....
.....Stadt .....